Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 9

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

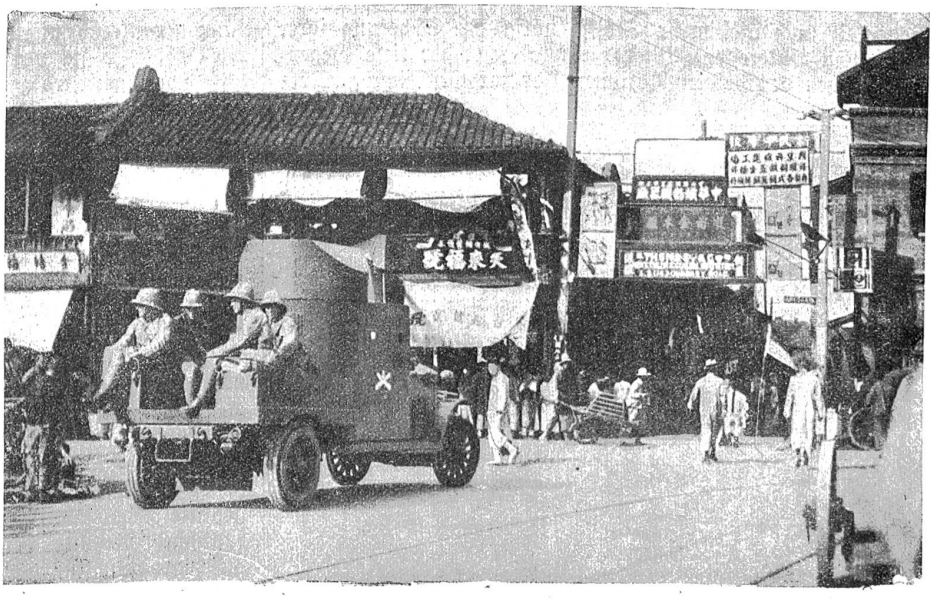
das wohl gehen?" fragte er nach einer Weile bekümmerten Nachdenkens. Brönnimann schob die Pfeife in den andern Mundwinkel und zuckte die Achseln. „Wer weiß! 's ist halt das erste. Aber bis so gegen Morgen wird wohl alles in Ordnung sein." — „Und ich soll derweilen dahocken und einfach warten? Das halte ich nicht aus, nie und nimmer!" — „Wirst wohl müssen."

Nun war von der Küche her die Stimme der Tante Rosine zu vernehmen; Frei sprang auf, um von ihr Nachrichten und Trost zu erlangen. Doch kaum hatte er den Kopf durch die Türspalte gesteckt und noch nicht einmal zu fragen begonnen, fauchte sie ihn schon an: „Ich werde jetzt auch noch Zeit zum Dampen haben! Jemine, hat das Mannsvolk doch in Gottesnamen wenig Verstand!" — „Jetzt weißt Bescheid!" empfing ihn schadenfroh Hans Brönnimann, und sogar die alte Hauskatze kam unter dem Ofen hervor, um ihn mißbilligend anzustarren.

Seufzend warf sich Heinrich Frei wieder auf seinen Stuhl und beugte sich unter die höheren Gewalten, da ihm gar kein Ausweg einfallen wollte. Und dann suchte er sich in eine Zeitung zu vertiefen, an seinem Schnurrbart zupfend und drehend, bis ihn die Mundwinkel schmerzten; zudem hatte er keine Ahnung, was er da eben gelesen. Umso aufmerksamer lauschte er den Geräuschen, die gedämpft aus dem oberen Stockwerk herabdrangen. Türen wurden behutsam aufgetan und wieder geschlossen, die Diele knarrte leise und irgendwo raschelte eine Maus, was wiederum die duselnde Katze in Aufregung versetzte. Dann war's wieder lange still; nur eine Fliege umkreiste in törichter Unermüdlichkeit die Lampe. Dann aber geschah in der Ofenecke ein hartes Gepolter; Hans Brönnimann war eingenickt und hatte die Pfeife fallen lassen. Nachdem er sie aufgelesen, reckte er sich und strich der Türe zu. „Bin bald wieder da. Dich dürfte man jetzt noch weniger allein lassen als die Kindbetterin."

Heinrich Frei fühlte sich glücklich über diese Zusicherung, aber nicht weniger über die Möglichkeit, wenigstens einige Minuten seiner Aufregung durch Auf- und Abrennen Luft zu machen. Doch auch das war ihm nicht vergönnt. Schon nach den ersten drei Runden erschien Tante Rosines runder Kopf im Türspalt. „Was fällt dir denn ein, so zu trampeln? Jemine, nicht fingernagelsgroß Vernunft hat das Mannsvolk, Gott sei's geklagt. Hock' ab und halt dich still!"

(Schluß folgt.)



Zu den Wirren in China.
Panzerauto des englischen Freiwilligen-Korps durchstreift zum Schutze der Fremden die Straßen Schanghais.

Aus der politischen Woche.

Abrüstung und Rüstung.

Coolidge hat kürzlich an die Großmächte England, Frankreich, Italien und Japan ein Memorandum geschickt, worin er sie einladet, mit der Union zusammen ein weiteres Abrüstungsprogramm für die U-Boote und kleinen Kreuzer zu besprechen, wie ein solches besteht für die großen Schlachtschiffe im sogenannten Washingtoner-Abkommen. Versammlungsort solle Genf sein. Offenbar wollte Coolidge der Hauptstadt des Völkerbundes und diesem selbst damit eine Reverenz erweisen. Man liest aber auch die andere Auffassung, daß er im Gegenteil beabsichtige, einen gefährlichen Streich gegen den Völkerbund zu führen. Indem er seine Fünfmächte-Konferenz nach Genf einberufe, wolle er die Abrüstungskonferenz des Völkerbundes sabotieren und zur Ohnmacht verurteilen und damit die nordamerikanische Geringschätzung des Völkerbundes auf die Alte Welt übertragen.

Welches auch die wahre Absicht des Präsidenten sein mag — sicher ist heute, daß die Konferenz in Genf nicht zustande kommen wird. England und Japan haben zwar verklausulierte Zusagen nach Washington geschickt, aber Frankreich und Italien haben entschieden abgelehnt. Die Gründe für die annehmenden, wie für die ablehnenden Mächte, liegen klar zu Tage. Die Union hat gut, Abrüstungsvorschläge zu machen, weil sie ihres absoluten Vorteiles bei der Festlegung eines Koefizienten in den Flottenstärken der Großmächte sicher ist. Das Verhältnis 5 : 5 : 3 für die Union, England und Japan, wie es von Coolidge vorgeschlagen wird, macht Nordamerika de facto zur stärksten Seemacht der Welt; denn das numerisch gleich starke Großbritannien hat seine Kriegsschiffe um den ganzen Weltball herum zerstreut und hat ein Dutzend empfindliche Punkte seiner Machtstellung zu beschützen, während Amerika in seinem rohstoffgesegneten Lande nur zwei Küsten zu überwachen hat, die durch den Panamakanal auf das glücklichste verbunden sind.

Englands Macht wiederum beruht nicht auf dem Mehr oder Weniger von Kriegsmaterial; wenn die anderen Mächte nicht weiter rüsten, so bleibt sein Besitz an wichtigen Flottenstützpunkten auf dem Wege nach Indien und China, den Quellen seines nationalen Reichtums, gesichert. Was kann ihm willkommener sein, als die Rüstungsbeschränkung? Bleibt dem Lande doch die sonst zwangsnotwendige, aber völlig uneinträgliche Ausgabe für neue Kriegsschiffe erspart, und die Milliarde kann für lebenswichtige Neubauten verwendet werden: z. B. für die Modernisierung der Gruben, die so schwer ihre Konkurrenzfähigkeit behaupten gegenüber den deutschen Gruben.

Die gleichen Gründe gelten für Japan, das aus Mangel an Kapitalien das Wettrüsten mit Noramerika sowieso niemals gewinnen kann. Japan will die Abrüstung mitmachen unter der Bedingung, daß England auf den Ausbau Singapurs und Nordamerika auf seine Festungsbauten auf Hawaii verzichtet. Man sieht das Lächeln des Japs, der wieder einmal hofft, einen Nachteil gegen zwei Vorteile eintauschen zu können.

Frankreich und Italien lehnen einhellig ab, beide mit ungefähr den gleichen Argumenten: beide sehen sich noch lange nicht in der Lage, abrüsten zu können, beide haben im

Gegenteil noch viel mehr Schiffe nötig zur Sicherung ihrer nationalen Interessen. Wieder einmal tritt der tiefe Gegensatz zwischen den beiden Nationen klar zur Erscheinung. Aber

Japanische Frauen der Wissenschaft.
Frau Kuroda, eine berühmte japanische Chemikerin bei der Arbeit im Laboratorium des Physikalisch-chemischen Institutes in Tokio.

diesmal fast in erschreckender Klarheit. Italien will es auf eine Machtprobe mit Frankreich abkommen lassen. Das geht deutlich aus seiner Begründung hervor. Es verlangt die gleiche Flottenstärke wie Frankreich, wobei es im Mittelmeer das absolute Uebergewicht über diesen Nachbarn und natürlich auch die Herrschaft über den Balkan und das Mittelmeergebiet überhaupt anstrebt. Denn Frankreich hat zwei Küsten zu verteidigen und wäre bei gleicher Flottenstärke mit Italien im Mittelmeer notwendigerweise der unterliegende Teil. Mussolini wird in einem Kriege mit Frankreich, in dem er die französische Flotte vernichten, das eigene Land aber vor Invasion schützen kann, alle seine imperialistischen Ziele erreichen: Tunis, Korsika, die Hegemonie im Mittelmeerbereiche.

Die französischen Staatsmänner übersehen zweifellos diese gefahrvolle Perspektive. Trotzdem sie überzeugte Pazifisten sind, bauen sie Kriegsschiffe in beschleunigtem Tempo. Wenn Italien 50 Neubauten auf den Werften in Spezia, Triest und Pola liegen hat, so Frankreich 95 in Toulon, Rochefort, Lorient, Brest und Cherbourg. Die gleichen Amerikaner, die das fascistische Regime mit ihrem goldenen Wohlwollen stützen, nehmen Anstoß an diesen Rüstungen Frankreichs; sie sagen, daß ein amerikanischer Verzicht auf die Schuldenforderungen nur den französischen Imperialismus stärken würde. Sie sehen aber die andere Seite des Problems nicht: die faktische Bedrohung des französischen Machtbestandes durch den italienischen Imperialismus und die daraus folgende Unsicherheit Europas. Eigentümlich macht sich auch der Vorwurf der Amerikaner an die französische Nation, sie gebe zu viel aus für ihr Kriegswesen, angesichts des eigenen kriegerischen Auftretens in Nicaragua und gegen Mexiko. Das ganze amerikanische Verhalten Europas gegenüber trägt den Stempel der Welt- oder besser Europafremdheit, um nicht das häßliche Wort Heuchelei zu gebrauchen.

Briand begründete seine Absage an Coolidge auch mit dem Hinweis auf die Abrüstungsbestrebungen des Völkerbundes, die durch die Fünfmächte-Konferenz unterbunden würden. Und weil hier das Abrüstungsproblem in seiner Totalität erfaßt werden soll, wie Frankreich dies zu seiner Sicherung verlangen muß und billigerweise verlangen darf, nämlich die Abrüstung unter Berücksichtigung aller Faktoren der Macht einer Nation: Volkszahl, kriegerischer Geist, Nationalreichtum, Grenzgestaltung, Rohstoffbesitz, Kolonien ꝛc., kann Frankreich nicht Hand bieten zu einer Teilabrüstung, wie Coolidge sie vorschlägt.

Coolidge wird möglicherweise nun ein Dreimächteabkommen erstreben. Es darf ihm ja genügen, mit England und Japan ins Reine zu kommen; denn Italien und Frankreich werden sich ja gegenseitig schon abrüsten im künftigen Kriege.

Die Wirren in China.

Die Kämpfe bei Hankau zwischen der Nordarmee und der Südarmee, die erst als Sieg der Nordarmee gemeldet wurden, sind endgültig zugunsten der Kantonesen entschieden. Sie sollen blutiger gewesen sein, als je in der Geschichte Chinas erlebt wurde. Begreiflich; denn niemals noch waren so mörderische Kriegswaffen in chinesischen Händen wie heute: Maschinengewehre, Tanks, Minenwerfer, Bombenflugzeuge ꝛc. Die europäische Kriegsindustrie hat wieder einmal gute Zeiten. Die Nordarmee wird nach neuesten Meldungen von Deutschland auf das solideste ausgestattet; was nicht ausschließt, daß sie auch japanische oder englische Gewehre benutzt oder daß auch die Kantonesen mit europäischem, vielleicht deutschem, Kriegsmaterial aufs beste ausgerüstet sind, wenn auch die Einfuhr vielleicht via Wladiwostock ging. Europa bewaffnet seine künftigen Gegner und lehrt sie das Handhaben mit den modernen Kriegswaffen. Wilhelm II. kann es noch erleben, daß sein geflügeltes Wort von der zukünftigen Gelben Gefahr grausame Gegenwart wird.

Die siegreichen Südchinesen stehen wenige Meilen vor Schanghai, dem Zentrum der ausländischen Machtinteressen. Bereits sind Ningpo und Hangtschau — beides große Küstenstädte südlich von Schanghai — in den Händen der Kantonesen. Ein riesiger Strom von Flüchtlingen wälzt sich Schanghai zu. Die Lage der Ausländer in den Konzessionen wird immer gefährlicher. Die Fremdenstadt wird von 4000 Soldaten der Auslandmächte und ebenso vielen Freiwilligen verteidigt. In der Chinesenstadt herrschte während einigen Tagen die Anarchie. Die Gewerkschaften proklamierten den Generalstreik. 250,000 Arbeiter verließen die Betriebe. Aber die Behörden scheinen die Macht in den Händen behalten zu haben. Sie gingen radikaler vor, als dies in Europa möglich wäre. Hunderte von Gewerkschaftsführern und Streikenden — nach Meldungen waren es 1300 — wurden geköpft und ihre Köpfe als abschreckendes Beispiel in den Straßen herumgetragen. Das scheint gewirkt zu haben. Die Kommune ist bereits niedergeschlagen. Bald wird die Südarmee einrücken, nachdem die Nordarmee den Rückzug aus der Stadt angetreten hat. An eine Wendung des Kriegsglückes zugunsten der Geschlagenen ist so lange nicht zu denken, als ihre beiden Heerführer, Wu Pei Fu und Tschan Tso Lin selber uneinig sind.

Der Vertrag von Hankau, zwischen O'Malley und Chen vereinbart, scheint perfekt und unterschrieben zu sein. Im Londoner Parlament löste die Nachricht hievon große Befriedigung aus. Chamberlain wurde sogar von seinen Gegnern Macdonald und Lloyd Georges beglückwünscht. Die Freude der Engländer ist nicht recht begreiflich. Denn das Abkommen schafft ja nur ein Provisorium, und von Chen wurde ausdrücklich erklärt, daß das Abkommen keinen Präzedenzfall schaffe für die andern Konzessionen. In Hankau besteht also noch eine Art Ausländerkolonie weiter, aber unter chinesischen Gesetzen und chinesischer Verwaltung. Das kann ebensogut eine kluge strategische Maßnahme der Südregierung sein, die sich die Neutralität der Mächte versichern will, so lange sie noch die Pekinger Armeen zu besiegen hat, als ein dauernder Friedensschluß mit England.

Kanton steht vor der Anerkennung seiner Regierung als nationalchinesische Zentralregierung durch die fremden Mächte. Es sendet bereits seinen Gesandten — den Sohn des großen Revolutionärs Sun Yat Sen — nach Tokio, das diesen zwar nicht de jure, aber doch de facto anerkennt.

-ch-